



Titel/Title:

Autor*innen/Author(s):

Veröffentlichungsversion/Published version:

Zeitschriftenartikel/Journal article

Empfohlene Zitierung/Recommended citation:

Verfügbar unter/Available at:

(wenn vorhanden, bitte den DOI angeben/please provide the DOI if available)

Zusätzliche Informationen/Additional information:

Martin Nonhoff

Konstruktivistisch-pragmatische Methodik: Ein Plädoyer für die Diskursanalyse

Erschienen im Jahr 2011 in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 18/2: 91-107.

Konstruktivistisches Denken ist in den vergangenen Jahren für sozialwissenschaftliche Forschung im Allgemeinen und IB-Forschung im Besonderen immer einflussreicher geworden. Der vorliegende Beitrag gibt einen systematischen Überblick über die Methodologie, die diese konstruktivistische Forschung informiert. Dabei argumentiert er, dass konstruktivistisches Denken einerseits ein pragmatisches, andererseits ein interpretatives Methodenverständnis erfordert. Pragmatisch ist das Verständnis, weil man vor dem Hintergrund konstruktivistischer Überlegungen die Funktion von Methoden vor allem darin sehen wird, die Praxis der gemeinschaftlichen Produktion wissenschaftlichen Wissens so zu befördern, dass plausible, relevante und interessante Ergebnisse resultieren. Dies macht systematische, genaue und klare methodische Reflexionen notwendig, ohne dass damit jedoch methodische Homogenität einhergehen müsste. Interpretativ ist das Methodenverständnis, weil konstruktivistisches Denken sich dessen bewusst ist, dass ein unvermittelter Zugang zur empirischen Welt unmöglich ist, und weil damit sprachliche und andere Repräsentationen der Welt ins Zentrum des Interesses rücken. Diskursanalyse wird als ein Forschungsprogramm vorgestellt, das zentrale Ideen einer konstruktivistisch-pragmatischen Methodologie aufnimmt und verschiedene Wege zur interpretativen Analyse von Repräsentationen der Welt entwickelt hat.

1. Einleitung

Ich möchte im Folgenden einerseits die Grundzüge eines zugleich pragmatischen wie konstruktivistischen Verständnisses von Methodik ausführen und andererseits zeigen, dass das Forschungsprogramm der Diskursanalyse diesem Methodenverständnis entspricht.¹ Neben der Überlegung, dass die Welt ihrer wissenschaftlichen Erfassung nur über sprachliche oder anderweitig zeichenhafte Repräsentationen zugänglich ist, besteht ein wesentlicher Gedanke konstruktivistischer Forschungsansätze darin, dass auch der wissenschaftliche Prozess selbst durch Repräsentationen vermittelt ist. Wissenschaftliche (← p. 91) Aussagen sind also

¹ Ich danke den beiden anonymen Gutachterinnen und Gutachtern sowie der Redaktion der ZIB für wertvolle Hinweise.

Repräsentationen von Repräsentationen. Ihre Korrektheit oder Plausibilität kann demnach nicht durch einen Abgleich zwischen Aussagen und Welt überprüft werden, sondern ist ein Ergebnis des Konsenses von wissenschaftlichen Expertinnen und Experten, die Repräsentationen regelmäßig kritisch infrage stellen. Im Anschluss an diese Überlegungen der konstruktivistischen Forschung lässt sich nun der Einsatz von Methoden pragmatisch begreifen: Dies bedeutet, ihre Funktion im Wesentlichen darin zu sehen, die Praxis der gemeinschaftlichen Wissensproduktion zu erleichtern und zu befördern. Weil die Sozialwissenschaft im Allgemeinen und die Internationalen Beziehungen (IB) im Besonderen ein schier unendliches empirisches Feld untersuchen, und weil angesichts dieser Vielfalt unterschiedliche Methoden jeweils plausible und interessante Ergebnisse produzieren können, kann die Forderung nach der Erleichterung und Beförderung der Wissensproduktion aber nicht gleichbedeutend sein mit einer Forderung nach methodischer Homogenisierung. Vielmehr geht es um Systematik, Genauigkeit und Klarheit – im Rahmen methodischer Pluralität.

Die Diskursanalyse ist seit einigen Jahren das Paradeferd der konstruktivistischen Forschung. Inwiefern sie tatsächlich methodisch arbeitet oder arbeiten sollte, ist dabei durchaus umstritten (Katzenstein et al. 1999; Feustel/Schochow 2010). Dies liegt auch daran, dass das Feld der Diskursanalyse selbst kein einheitliches, sondern ein äußerst plurales ist. Ich vertrete hier die Position, dass Diskursanalyse besonders geeignet ist, den pragmatischen Erwartungen an den Einsatz von Methoden gerecht zu werden, vor allem weil sie die beobachteten und die wissenschaftlichen Konstruktionsprozesse ernst nimmt und reflektiert. Dass sie dabei in großer Pluralität vorgeht, ist zum einen hilfreich, weil so die Komplexität menschlicher Sinnkonstruktionen besser erfasst werden kann. Zum anderen aber resultiert daraus verstärkt das Gebot, den Forderungen nach methodischer Systematik, Genauigkeit und Klarheit gerecht zu werden.

Ich beginne nun mit der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Methode, weil mir scheint, dass Methodenfragen auf elementare Weise mit der theoretischen Perspektive eines Forschungsvorhabens verknüpft sind. Ich erläutere hierbei zum einen detaillierter die Idee der pragmatischen Funktion von Methoden; zum anderen rekonstruiere ich einige wesentliche Aspekte des *linguistic turn*, der den epistemologischen Hintergrund eines Großteils des sozialwissenschaftlichen Konstruktivismus bildet. Anschließend wende ich mich der ebenso zentralen Frage zu, was Methoden leisten sollen; insbesondere führe ich dabei fünf Grundsätze methodischer Klarheit ein, die meines Erachtens konstruktivistische Forschung anleiten sollten. Da ich in diesen ersten beiden Abschnitten nicht umhin komme, auf einzelne Aspekte der drei anderen

Leitfragen dieses ZIB-Forums immer wieder vorzugreifen, fallen die restlichen Abschnitte kürzer aus. Ich erläutere im dritten Abschnitt, weshalb die Tradition der Diskursanalyse mir besonders fruchtbar auch für die IB zu sein scheint, und betrachte im vierten Abschnitt nochmals einige Aspekte des Verhältnisses von Methode und Untersuchungsgegenstand. Im fünften Abschnitt schließlich kehre ich zu den eben formulierten Eingangsüberlegungen zurück und zeige, wieso die vermeintliche Spannung zwischen methodischer Pluralität und methodischer Klarheit keineswegs (← p. 92) so spannungsreich ist, wie sie scheint. Beide nämlich dienen dem pragmatischen Ziel methodischen Arbeitens: der Beförderung des wissenschaftlichen Diskurses und der intersubjektiv nachvollziehbaren und kritisierbaren Produktion von plausiblen Wissen.

Ehe ich mich nun dem Verhältnis von Theorie und Methode zuwende, sei noch angemerkt, dass die hier angestellten Überlegungen insofern über die Aufgaben, die den Beiträgern zu diesem Methodenforum der ZIB gestellt wurden, hinausgehen, als es mir nur wenig sinnvoll erscheint, IB-Methoden von sozialwissenschaftlichen Methoden im Allgemeinen zu trennen. Es wird also vor allem um letztere gehen, auch wenn ich zur Erläuterung immer wieder auf Beispiele und Studien der IB zurückgreife.

2. In welchem Verhältnis stehen Methode und Theorie?

Ich will mich mit dieser zentralen Frage in vier Schritten auseinandersetzen. Zunächst treffe ich die Unterscheidung zwischen materiellen und fundierenden Theorien (unter letzteren verstehe ich z.B. Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie) und argumentiere, dass es vor allem zwischen fundierenden Theorien und Methodeneinsatz einen Zusammenhang gibt. Um das näher zu begründen, verweise ich zweitens auf die doppelte Legitimationsfunktion von Methoden. Methoden sollen einerseits einen Forschungsvorgang und seine Ergebnisse gegenüber den Peers rechtfertigen. Andererseits aber muss eine Forscherin ihre Methodik auch gegenüber ihren eigenen grundlegenden theoretischen Überzeugungen rechtfertigen können; und wenn sie dies kann, hilft die Methodik wiederum dabei, die theoretische Perspektive durch gelungene Forschungspraxis zu legitimieren. Methoden helfen also dabei, die eigene Forschungspraxis einerseits und die eigene Theorieposition andererseits gegenüber den Peers zu rechtfertigen. Dadurch sind sie ein wesentlicher Bestandteil eines als gemeinschaftliche Praxis verstandenen Forschungsprozesses. Ich argumentiere deswegen drittens, dass die Funktion von Methoden vor allem darin besteht, den sinnvollen wissenschaftlichen Austausch zu befördern. In diesem Sinne spreche ich von der pragmatischen Funktion von Methoden. In einem vierten und letzten Schritt dieses

Abschnitts lege ich dar, wie sich Theorie und Methode in der von mir vertretenen konstruktivistischen, genauer: diskursanalytischen Perspektive miteinander verbinden. Ich fasse zu diesem Zweck einige wesentliche Aspekte des *linguistic turn*, der für die meisten Diskursanalysen den epistemologischen und wissenschaftstheoretischen Hintergrund bildet, nochmals zusammen.

(1) Die Überlegung, dass theoretische Perspektive und Methodenwahl miteinander eng verbunden sind, wird in verschiedener Weise zu qualifizieren sein. So ist zunächst zwischen Theorien über Forschungsgegenstände – materiellen Theorien – und Theorien, die unseren Forschungsprozess fundieren – vor allem Ontologie, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie – zu unterscheiden. Im Unterschied zu letzteren stehen erstere in weniger engem Zusammenhang mit einer bestimmten Methodenwahl, auch wenn in einige materielle Theorien bereits Annahmen eingeschlossen sind, die bestimmte (← p. 93) Methoden eher nahe legen als andere. Dies gilt z.B. für die Theorie, dass sich die Identität internationaler Akteure ausschließlich in (antagonistischer) Differenz zu einem oder mehreren Anderen herstellt. Theorien über die Bedeutung von Identitäten und ihren Auswirkungen werden mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine konstruktivistische, wenigstens aber auf eine im weiteren Sinn verstehende Methodik zurückgreifen. Wie ich im Folgenden genauer zeigen werde, sind – im Unterschied zu materiellen Theorien – fundierende Theoriepositionen engstens mit unserer Wahl wissenschaftlicher Methoden verknüpft.

(2) Dies wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass beiden, Theorie und Methode, in der gesamten Sozialwissenschaft immer auch eine Legitimationsfunktion zukommt. Ein klar ausgewiesener und präzise formulierter theoretischer Rahmen erlaubt es nicht nur, Forschung im Feld zu verorten, sondern auch zu begründen, dass eine Forschungsfrage sinnvoll gestellt werden kann. Die Methodik soll dazu dienen, Forschungsabläufe transparent und nachvollziehbar zu machen.

Will man die Legitimitätsmetapher weiter zuspitzen, so ließe sich argumentieren, dass sich die Legitimität sozialwissenschaftlicher Methodik ähnlich wie politische Legitimität in Bezug auf ihr Input und ihr Output beurteilen lässt.² Dabei verweist die Output-Dimension vor allem auf die eben erwähnten Attribute der Transparenz und der Nachvollziehbarkeit. Methodische Stringenz dient hier, in anderen Worten, der Rechtfertigung eines Forschungsvorgangs und seiner

² Vgl. zu Input- und Output-Legitimität Scharpf (1999).

Ergebnisse gegenüber den Kolleginnen und Kollegen sowie gegenüber der interessierten Öffentlichkeit. Ist dies die weithin anerkannte legitimatorische Qualität des Methodeneinsatzes, so ist sie dennoch nicht die einzige derartige Qualität. Ähnlich wie die Legitimität politischer Entscheidungen auch – nämlich im Sinne der Input-Legitimität – davon abhängt, dass sich in ihnen die Überzeugungen und der Wille der jeweils Betroffenen angemessen widerspiegelt, gilt nämlich auch für den sozialwissenschaftlichen Methodeneinsatz, dass er den Überzeugungen der jeweiligen Forscherin gerecht werden muss. Eine Forscherin muss, in anderen Worten, den Einsatz ihrer Methodik zuallererst gegenüber ihren erkenntnistheoretischen, ontologischen und wissenschaftstheoretischen Annahmen rechtfertigen können. Solange sie etwa die Korrespondenztheorie der Wahrheit nicht infrage stellt, also die Annahme, dass eine Proposition dann wahr ist, wenn sie mit einem Sachverhalt in der Welt übereinstimmt, wird die Forscherin sehr viel weniger in Rechtfertigungsschwierigkeiten kommen, wenn sie ihren Untersuchungen eine positivistische Methodologie und Methodik zugrunde legt, als wenn sie die Überzeugung teilt, dass wissenschaftliche Wahrheit allenfalls durch Konsens im sozialen Feld der Forschergemeinschaft hergestellt werden kann. Ähnliche Auswirkungen auf die Einschätzung der Validität des Methodeneinsatzes haben Überzeugungen, die die Frage berühren, ob uns die Welt unmittelbar verfügbar ist oder nur über (insbesondere sprachliche) Repräsentationen (vgl. Friedrichs/Kratochwil 2009). Kurz gesagt muss es zwischen der theoretischen Positionierung vor allem in den genannten Fragen einerseits und Methodologie und Methode andererseits einen engen (**← p. 94**) Zusammenhang gegeben, wenn die Forscherin ihre Arbeit sich selbst gegenüber rechtfertigen können will (vgl. Klotz 2008: 2).

Der input-legitimatorische Theorie-Methoden-Konnex hat aber wiederum Auswirkungen auf die Output-Legitimation der Forschung. Dies wird deutlich, wenn man sich fragt, woher im Allgemeinen die Methodenkritik kommt, die eine Wissenschaftlerin am ehesten trifft und nachdenklich werden lässt. Denn die Output-Legitimation findet zwar vor den Peers statt, aber niemals in gleicher Weise vor allen Peers. Eine Legitimation des Methodeneinsatzes findet vor allem durch diejenigen Kolleginnen und Kollegen statt, die unter input-legitimatorischen Gesichtspunkten auf eine vergleichbare Methodik zurückgreifen würden, die also ähnliche theoretische Prämissen teilen. So wird sich beispielsweise positivistische Forschung zuallererst gegenüber positivistisch denkenden und arbeitenden Peers rechtfertigen, post-positivistische hingegen gegenüber post-positivistischen Peers. Beide Formen der Wissenschaft werden zwar die – oft fundamentale – Kritik des jeweils anderen Lagers ertragen müssen, doch als vernichtend kann nur die Methodenkritik aus dem eigenen Lager empfunden werden.

(3) Diese Überlegungen deuten bereits an, aus welcher Perspektive der vorliegende Forumsbeitrag argumentieren wird. Wenn es nämlich so ist, dass insbesondere jene Kolleginnen und Kollegen, die die theoretischen Grundüberzeugungen einer Forscherin bzw. eines Forschers teilen, ihre gefährlichsten Kritikerinnen und Kritiker darstellen, so spricht sehr viel dafür, Wissenschaft im Allgemeinen und Sozialwissenschaft im Besonderen als gesellschaftliche Praxis zu begreifen, in der Wissen immer im Kontext eines bestehenden sozialen Feldes produziert wird. Folglich wird der Einsatz sozialwissenschaftlicher Methodik in den Internationalen Beziehungen im Folgenden unter der Prämisse betrachtet, dass er diesen Prozess der gemeinschaftlichen Wissensproduktion voranbringen soll. Methoden stellen Hilfsmittel dafür dar, sinnvolle wissenschaftliche Diskurse zu befördern, sie sollen zur gemeinschaftlichen Erarbeitung von intersubjektiv geteilten Wissensbeständen befähigen und nicht zuletzt sollen sie gegenseitige Kritik möglich machen. Im Umkehrschluss besteht die Prämisse der folgenden Überlegungen nicht darin, dass mit einem »korrekten« Einsatz von Methoden zuverlässige Abbilder der Welt generiert werden können. Im Unterschied zu dieser oft unterstellten Wahrheitsfunktion von Methoden möchte ich die pragmatische Funktion von Methoden hervorheben, das heißt ihren Beitrag zu einem funktionierenden Forschungsprozess.³

Eine solche pragmatische Perspektive wird die Legitimität eines pluralistischen und mitunter eklektizistischen Methodeneinsatzes bekräftigen (vgl. Katzenstein/Sil 2008; Klotz/Prakash 2008; Lupovici 2009). Sie anerkennt, dass wissenschaftlich produktiver Methodeneinsatz dem komplexen Verhältnis von Forschungsgegenstand, wissenschaftstheoretischer Verortung der Forscherin bzw. des Forschers, Erwartungen des kollegialen Feldes und erhofften oder antizipierten Auswirkungen des produzierten Wissens gerecht werden muss. Solch eine komplexe Gemengelage macht Überlegungen, (**← p. 95**) es könne eine ideale Methode oder ein ideales methodisches Paradigma geben, müßig. Insofern wird jede vernünftige Antwort auf die Methodenfrage auch den Hinweis auf methodischen Pluralismus und die nur in der Forschungspraxis selbst erlernbare Fähigkeit, methodische Ansätze gewinnbringend zu kombinieren, beinhalten.

(4) Wenn es richtig ist, dass gültiges Wissen nur im Austausch zwischen verschiedenen Beteiligten generiert werden kann, heißt das zunächst zweierlei: Erstens ist Wissen das Ergebnis eines intersubjektiven Konstruktionsprozesses. Zweitens ist es in diesem Prozess unmöglich,

³ Dies ergänzt die Forderung nach pragmatischer Forschung, wie sie von Friedrichs/Kratochwil (2009) erhoben wird, in Hinsicht auf den Methodeneinsatz.

unmittelbar Daten aus der und über die Welt zu gewinnen. Vielmehr sind verschiedene Forscherinnen und Forscher zwangsläufig dazu gezwungen, im Austausch über die Welt auf – zu meist sprachliche – Repräsentationen zurückzugreifen. Erkenntnis findet also im Raum der Sprache statt. Aber nicht nur das: Auch der Erkenntnisgegenstand ist in den Sozialwissenschaften für gewöhnlich sprachlich, in jedem Fall aber durch (auch mathematische etc.) Zeichenverwendung strukturiert. Dies gilt, um bei Beispielen aus den Internationalen Beziehungen zu bleiben, für diplomatische Noten und Kriegserklärungen, für Handelsbilanzen und *Codes of Conduct*, für Verhandlungen und Treffen von Institutionen, für internationale Rechtssprechung, für die Berichterstattung in den Medien usw. Der Forschungsprozess ist somit in wenigstens doppelter Weise sprachlich-repräsentational geprägt: Die Welt tritt uns in sprachlichen Repräsentationen gegenüber und wir können sie nur durch eben solche erfassen. Die Konsequenz dieser Erkenntnis kann nur lauten, dass auch sozialwissenschaftliche Forschung die größte theoretische Wende des 20. Jahrhunderts, den *linguistic turn* (Rorty 1967), in aller Konsequenz ernst nehmen muss. In den Internationalen Beziehungen geschieht das im Rahmen des konstruktivistischen Paradigmas, und hier insbesondere im Rahmen poststrukturalistischer Ansätze. Sie bilden den theoretischen Kontext der folgenden Ausführungen. Da die theoretischen Grundzüge dieser Ansätze bereits des Öfteren dargestellt worden sind (vgl. Diez 2010; Ulbert 2010), konzentriere ich mich hier in aller Kürze auf sechs Punkte: den konstitutiven Charakter von Sprache und Diskursen, die Instabilität sprachlicher Bedeutung, die Existenz normalisierender oder hegemonialer diskursiver Formationen, die Materialität der Welt, die Dominanz von Wie-Fragestellungen in der konstruktivistischen Forschung sowie die Nähe zu interpretativen Methoden.

Erstens gehen jene Ansätze, die oft als poststrukturalistisch bezeichnet werden,⁴ von einem konstitutiven Charakter von Sprache bzw. von Diskursen aus. In anderen Worten: Ähnlich wie politische Repräsentantinnen und Repräsentanten nie den Willen der Repräsentierten einfach abbilden, sondern sich dieser Wille im Fokuspunkt der Repräsentantin bzw. des Repräsentanten erst herstellt (vgl. Pitkin 1967; Laclau 2005: 157-164), bilden auch sprachliche »Repräsentationen« das, was sie repräsentieren, niemals einfach nur ab. Vielmehr konstituieren Begriffe, Sätze, Argumente, Erzählungen usw. das, was sie zu repräsentieren suchen, immer auch mit. Die Begriffsbildung des »Terrorismus« bringt diesen in spezifischer Weise hervor, das Argument des »Gleichgewichts des Schreckens« erzeugt eine neue Welt, verschiedene (← p. 96)

⁴ Vgl. aber zur Schwierigkeit dieses Begriffs Angermüller (2007).

Erzählungen vom selben Krieg werden verschiedene Antagonisten und Helden herbeirufen. Einer der zentralen Wissensbestände der Diskursforschung ist entsprechend die Überlegung Michel Foucaults, dass diskursive Aussagen sich insbesondere dadurch auszeichnen, dass sie die Gegenstände und Subjekte, über welches sie etwas aussagen, im Moment der Aussage erst als spezifische Gegenstände und Subjekte hervorbringen, das heißt als Gegenstände und Subjekte, die durch die Aussage in einer spezifischen Relationalität zueinander in Erscheinung treten (Foucault 1997: 128-153). Nicht unbedingt im Anschluss an Foucault, aber doch dem Sinn nach ähnlich wird diese Überlegung im konstruktivistischen Paradigma der Internationalen Beziehungen – bei allen Unterschieden zwischen den verschiedenen Konstruktivismen⁵ – im Wesentlichen geteilt. Das bedeutet, dass Problemlagen, Lösungen, Identitäten und Interessen (vgl. Hansen 2006; Herschinger 2011), aber auch Struktureigenschaften des internationalen Systems (vgl. Wendt 1992) als sprachlich-diskursiv konstituierte Größen analysiert werden. Die Untersuchung dieser diskursiven Konstruktionen ist deshalb von größtem Interesse, weil sie die Bedingung der Möglichkeit von bestimmtem Handeln darstellen. Ob zum Beispiel Einwanderung überhaupt als Problem gerahmt wird, ob sie wie ein Verbrechen oder wie ein Naturereignis verstanden wird, ob Einwanderer als Arbeitnehmer oder als Sozialleistungsempfänger in Erscheinung treten, all dies wird unterschiedliche Reaktionen aufseiten des Zielstaats und unterschiedliche Lebensformen für die Einwanderer selbst bedeuten. Man erkennt also rasch, dass diskursive Rahmungen keineswegs nur vernachlässigbarer Überbau sind, sondern auf die Leben von Menschen elementare Auswirkungen haben.

Zweitens muss man bei der Produktion von Wissen über diese diskursiven Rahmungen die Instabilität sprachlicher Bedeutung in Rechnung stellen. Die Ursachen der Instabilität liegen sowohl im systematisch-semantischen als auch im pragmatischen Aspekt von Sprache. Unter dem Aspekt der Semantik liegt Bedeutung nicht »natürlicherweise« in der Identität eines einzelnen sprachlichen Zeichens. Sie stellt sich vielmehr, so das bekannte strukturalistische Argument Ferdinand de Saussures (1967), nur über Differenz zwischen den Zeichen eines Sprachsystems her. Dass sich in einem Differenzsystem keine stabilen Bedeutungen einstellen, erweist sich, wenn man den Fall eines Lexikoneintrags heranzieht: Schlägt man in einem Lexikon die Bedeutung eines Begriffs nach, so wird dieser mit einer Reihe weiterer Begriffe erläutert, die man wiederum nachschlagen und sich durch abermals andere Begriffe erläutern lassen kann, und so fort. Sprachliche Zeichen können gar nicht anders, als auf andere Zeichen zu verweisen. Im

⁵ Vgl. zum Überblick Diez (2010); Finnemore/Sikkink (2001); Guzzini (2000); Ulbert (2010); Zehfuss (2002).

Alltag halten wir dieses Entlanggleiten an der »Signifikantenkette« (vgl. Lacan 1991: 22-32) mehr oder weniger willkürlich an, weil sonst Praxis verunmöglicht würde. Dass sich also aus der unendlichen Vielzahl möglicher Differenzen zwischen sprachlichen Zeichen bestimmte Bedeutungen einstellen, ist ein Resultat von Konventionen, von sozialer und historischer Kontingenz. Ohne diese Konventionalität würde sich die Alltagserfahrung von relativ stabilen Sprachbedeutungen nicht einstellen können. Zugleich aber ist – und damit nehme ich (← p. 97) den pragmatischen Sprachaspekt auf – gerade diese alltagsweltliche Stabilität trügerisch, weil bei aller Konvention die Bestimmung von Bedeutungen stets von der konkreten, kontextabhängigen Sprachpraxis abhängt. Sprachregeln und Regeln der Bedeutung kommen nur im Moment ihrer Anwendung – in Ludwig Wittgensteins (2003) Worten: in einem bestimmten Sprachspiel – zur Geltung und können aber in eben diesem Moment auch situationsangemessen modifiziert werden. Insofern sind Sprache und Diskurs sowohl von einer systematisch-semantischen als auch von einer pragmatischen Instabilität affiziert.

Drittens stellen wir trotz dieser grundsätzlichen Instabilität fest, dass sich in konkreten historischen und sozialen Kontexten immer wieder hegemoniale diskursive Formationen bilden, d.h. Arrangements von Aussagen, die sich gegenseitig über eine ganze Weile stabilisieren können und somit vorherrschend werden. Oft resultieren solche Formationen einerseits aus Kämpfen um den diskursiven Sinn von Ereignissen und Sachverhalten, und andererseits aus kontinuierlicher diskursiver Arbeit, die Formationen iteriert und bekräftigt. In hegemonialen Formationen kommt somit Macht zum Ausdruck. Zugleich geht von ihnen aber auch Macht aus, weil sich Sprecherin und Sprecher auf die eine oder andere Weise zu hegemonialen diskursiven Formationen verhalten müssen. Wenn nun aber einerseits instabiler Sinn in hegemonialen Formationen diskursiv stabilisiert werden kann und als solcher andererseits – wie eben ausgeführt – konstitutive Auswirkungen auf unser aller Leben hat, dann ist die Erforschung der Prozesse, Mechanismen und Ordnungen dieser konstituierenden Macht von Diskursen nicht nur per se, also, weil man sich für sie interessiert, ein hoch spannendes Unterfangen. Sie ist zudem auch von äußerst praktischer Relevanz. Und nicht zuletzt ermöglicht sie auch die Kritik des diskursiv Seienden, wenigstens insofern, als es in seiner Unmittelbarkeit und Normalität infrage gestellt werden kann.

Viertens folgt aus der Tatsache, dass sich konstruktivistische Forschung vornehmlich mit sprachlichen Repräsentationen und Diskursen befasst, keine Leugnung der materiellen Welt.

Dieser Vorwurf wurde so oft geäußert und ihm wurde so oft ausführlich widersprochen,⁶ dass hier der folgende einfache Hinweis genügen muss: Die Aussage, dass uns die Welt als diskursive Welt begegnet, dass sie stets diskursiv affiziert ist, ist nicht gleichbedeutend mit der Aussage, dass die Welt nicht real und materiell ist. Wer auch immer poststrukturalistisch inspirierten, konstruktivistischen Ansätzen vorhält, sie würden die Realität der Welt missachten, hat schlicht nicht verstanden, dass Realität und Diskursivität, Welt und Repräsentation unauflöslich miteinander verwoben sind.

Fünftens dominieren bei der Untersuchung sprachlicher Repräsentationen und diskursiver Prozesse Wie-Fragestellungen. Das Forschungsinteresse richtet sich darauf, wie im Allgemeinen und im jeweils besonderen Fall Bedeutungen produziert werden; wie sie sich mit Gegenständen und Akteuren verknüpfen; wie Normalität im Verhältnis zwischen Akteuren oder zwischen Akteuren und ihrer gegenständlichen Umwelt erzeugt wird; wie Interessen generiert und bestimmte Verhaltensweisen zu natürlichen oder erwartbaren Verhaltensweisen werden; anhand welcher Praxen hegemoniale (← p. 98) Formationen diskursiven Sinns (re)produziert werden.⁷ Im Unterschied zu Mainstream-Forschungsdesigns spielen hingegen in der poststrukturalistisch inspirierten konstruktivistischen Forschung Warum-Fragen, die sich mit Kausalbeziehungen befassen, nur eine eingeschränkte Rolle (vgl. Diez 2010: 512). Denn wenn uns als Forscherinnen und Forscher die Welt nur mittelbar, über Repräsentationen zugänglich ist, dann kann auch der Weg zum Erklären von Kausalbeziehungen nur über diese Repräsentationen führen. Welche Kausalbeziehungen in diesen Repräsentationen aufscheinen, kann durchaus Forschungsgegenstand sein; spannender ist aber aus der Sicht einer konstruktivistischen Forscherin bzw. eines Forschers die Frage, wie es kommt, dass in bestimmten Kontexten bestimmten Kausalrelationen – und nicht anderen – Bedeutung zugeschrieben wird.

Sechstens schließlich legt es der poststrukturalistische Theoriedahintergrund aufgrund der Betonung von Sprachlichkeit und Diskursivität generell nahe, methodisch auf interpretative Ansätze im weiteren Sinn zurückzugreifen. Ich komme hierauf in Abschnitt 3 zurück.

3. Was sollten Methoden in den IB leisten?

⁶ Besonders prominent bei Laclau/Mouffe (1985: 108); ähnlich bei Neumann (2008).

⁷ Vgl. Doty (1996: 4); Dunn (2008: 78); Ulbert (2010: 435-436); Herschinger (2011: 18).

Die allgemeine Antwort auf diese Frage kann eigentlich nur lauten: nichts anderes als sonst auch in der Politik- und Sozialwissenschaft. Die wesentlichen Aspekte sind dabei die Herstellung begrifflicher Klarheit (im Rahmen des Möglichen); die Operationalisierung theoretischer Konzepte für die Analyse des empirischen Materials; das Handhabbarmachen des empirischen Materials in einer Art und Weise, dass die Forschungsfrage beantwortet werden kann; die systematische und transparente Produktion wissenschaftlichen Wissens, so dass der Produktionsprozess ebenso wie die Ergebnisse der Forschung kritisch überprüft werden können. Nicht zuletzt soll der Einsatz von Methoden auch dabei helfen, plausible und interessante Forschungsergebnisse zu erzielen. Versucht man all diese Aspekte auf einen Nenner zu bringen, wird man die allgemeine Leistung von Methoden, wie oben bereits erwähnt, darin sehen, dass sie einen zielführenden und verständigungsorientierten wissenschaftlichen Diskurs ermöglichen.

Begriffsbildung wird für gewöhnlich als ein wesentlicher Teil der Theoriearbeit verstanden. Hier dienen Begriffe der differenzierten Erfassung und möglichst umfangreichen Kartierung des Gegenstandsbereichs sowie der Reflexion des eigenen Forschungsvorgangs. Doch diese Begriffe müssen ihre Tauglichkeit letztlich in der empirischen Forschung bestätigen. Insofern besteht ein zentraler Aspekt methodischen Arbeitens darin, theoretische Begriffe und Konzepte so aufzubereiten, dass sie für die Zwecke empirischen Arbeitens genutzt werden können. Es hilft beispielsweise wenig, einen theoretisch klaren Begriff der diskursiven Strategie erarbeitet zu haben, wenn uns unser methodisches Vorgehen nicht erlaubt, solche Strategien auch im Untersuchungsmaterial dingfest zu machen (Nonhoff 2006a: 207-240). Eine wesentliche (**← p. 99**) Leistung von Methoden ist es also, zwischen Theorie und Empirie so zu vermitteln, dass Begriffe entstehen, die praktisch nutzbar sind (vgl. Friedrichs/Kratochwil 2009: 716-717).

Eine zweite Leistung besteht darin, das empirische Material so handhabbar zu machen, dass eine Forschungsfrage in systematischer und verständlicher Weise beantwortet werden kann. In anderen Worten muss die Methode dabei helfen, Wissen zu produzieren, das plausibel und nachvollziehbar, interessant und kritisierbar ist. Im Kontext der hier vertretenen konstruktivistischen Position muss man dabei zunächst in Rechnung stellen, dass Daten aller Art als Repräsentationen analysiert werden. Dies allein sagt allerdings noch nicht viel aus, denn ein und dieselbe Repräsentation kann auf sehr unterschiedliche Weise zum Datum werden. Zum einen kann sie auf verschiedene Weisen zu einem Teil des Datenkorpus geworden sein, etwa durch Interviews, Archivbesuche, Durchforstung elektronischer Korpora oder historische Sekundäranalysen. Zum zweiten wird ein Datum unterschiedliche Qualitäten annehmen, je nachdem, mit

welcher Fragestellung man an es herantritt. Sprachliche Repräsentationen kann man beispielsweise auf den Ebenen der Zeichen, der Begriffe, der textuellen Relationen, der Argumente, der Aussagen, der narrativen Strukturen oder der diskursiven Strategien untersuchen, um nur einige zu nennen. All diese Zugriffe können plausible und interessante Ergebnisse generieren, so dass sich die im vorangehenden Abschnitt getroffene Aussage zur Legitimität und Vernünftigkeit des methodischen Pluralismus grundsätzlich bestätigt findet.

Will man nun allerdings innerhalb dieser Pluralität einen fortgesetzten wissenschaftlichen Austausch, gegenseitige Kritik und damit die Produktion intersubjektiv geteilter Wissensbestände ermöglichen, so darf die Pluralität nicht gleichbedeutend werden mit Beliebigkeit und Willkür im Forschungsprozess. Hierauf zielt die Forderung nach Systematizität, die meines Erachtens unerlässlich ist, wenn man sich mit Methodenfragen befasst. Dies gilt verstärkt dann, wenn man sich im Feld interpretativer Methoden bewegt. Nimmt man die obigen Ausführungen zur Instabilität von Bedeutung ernst, so kann man kann an Interpretationen von Repräsentationen der Welt nicht den Anspruch zu stellen, dass sie »richtig« sind. Sehr wohl kann man aber zwei Dinge einfordern: zum einen, dass Interpretationen möglichst plausibel erarbeitet und präsentiert werden; und zum anderen, dass interpretative Forschung ihre eigene Perspektivität und Begrenztheit reflektiert. Dies ist der Kern der Forderung nach einem systematischen methodischen Vorgehen. Im Einzelnen bedeutet das die Beachtung der folgenden fünf Grundsätze methodischer Klarheit:

(1) *Klare Formulierung der Forschungsfrage und Explizierung des Forschungszwecks.* Nur wenn diese Bedingung eingehalten wird, ist der Leserin bzw. dem Leser die Beurteilung und Kritik der Untersuchungsergebnisse in einem umfassenden Sinn möglich.

(2) *Klare Herleitung und Benennung von Kategorien der Zerlegung sowie der Systematik der Regruppierung.* Im Umgang mit diskursiven Repräsentationen steht man vor dem Problem, dass man sie auf sehr viele Weisen untersuchen kann. Üblicherweise wird der Akt der Interpretation aber ihre Zerlegung in bestimmte Einheiten (Begriffe, Relationen, Subjektpositionen, Narrationselemente etc.) umfassen, um sie (**← p. 100**) anschließend systematisch zu regroupieren. Beispiele hierfür sind Arbeiten, die verschiedene Formen des Kodierens verwenden, oder Arbeiten, die Diskurse darauf hin untersuchen, wie sich Typen der Relation zwischen diskursiven Elementen zu strategischen Formationen verdichten (Nonhoff 2006a: 207-240; Herschinger 2011: 33-59). Angesichts der (sinnvollen und willkommenen) Vielfalt möglicher Zugriffe

auf den Gegenstand erscheint es mir unerlässlich, die Kategorien, anhand derer seine Zerlegung vorgenommen wird, ebenso wie die Systematik und Typenbildung, anhand derer die zerlegten Einheiten regroupiert werden, in klarer, genauer und reflektierter Weise zu erarbeiten und darzustellen.

(3) *Klare Bezeichnung von Grenzen der Untersuchung.* Diskursive Repräsentationen bilden ein unendliches relationales Verweisungsfeld, das man zu weiten Teilen arretieren muss, wenn man sinnvolle Ergebnisse erzielen will (Neumann 2008: 73). Dies wird bedeuten, thematische und zeitliche Schnitte zu ziehen, bestimmte Sprecherinnen und Sprecher auszuschließen und regelmäßig Interpretationsvorgänge abubrechen, wenn sie der Klärung der Forschungsfrage nicht länger dienlich erscheinen. Diese Grenzziehungen müssen reflektiert und expliziert werden.

(4) *Klare Reflexion von Verschiebungen im Forschungsprozess.* Empirisches Arbeiten zwingt uns oft dazu, Kategorien oder Typologien, die aus theoretischer Warte sinnvoll und umfassend erschienen, zu modifizieren oder zu erweitern, um sinnvollere Ergebnisse zu erzielen. Solche Veränderungen der Untersuchungskategorien im Verlauf der Untersuchung haben aus positivistischer Perspektive einen Hautgout, weil sie nach »Herumschrauben« an der Wahrheit riechen. In der *grounded theory* (Glaser/Strauss 2008) oder in pragmatischen Ansätzen (Friedrichs/Kratochwil 2009) kommt den Modifikationen jedoch programmatische Relevanz zu. Sobald man akzeptiert, dass der Forschungsgegenstand ohnehin nicht neutral abgebildet werden kann, und zugleich anerkennt, dass Wissenschaft Wissen produziert, das in den Augen der Peers sinnvoll sein muss, verlieren die Verschiebungen im Forschungsprozess ihren schlechten Nachgeschmack. Allerdings müssen auch sie klar benannt werden, um Kritik zu ermöglichen.

(5) *Reflexion der doppelten Perspektivität von Forschungsergebnissen.* Repräsentationen zu erforschen bedeutet, eine Lesart von Lesarten der Welt zu entwickeln. Ergebnisse solcher Forschungen können einem emphatischen Wahrheitsanspruch nicht gerecht werden. Wenn man beispielsweise diskursive Hegemonien erforscht, wird schnell deutlich, dass es sehr schwer ist, den objektiven Bestand solcher Hegemonien zweifelsfrei zu beweisen. Es ist ohne weiteres möglich, dass unterschiedliche Akteure zum selben Zeitpunkt in derselben Gesellschaft eine Hegemonie des Neoliberalismus einerseits und der Sozialdemokratie andererseits behaupten. Die Konsequenz kann nur sein, dass die doppelte Perspektivität, nämlich Wissen im Sinne von Lesarten von Lesarten zu produzieren, in die jeweiligen Analysen auf reflektierte Weise Eingang findet.

Resümiert man die Anforderungen an die Leistung von Methoden – die für die IB ebenso gelten wie für den Rest der Politik- und Sozialwissenschaft –, so sind vielleicht drei Punkte festzuhalten: Erstens soll die systematisch-methodische Aufbereitung eines Gegenstands dabei helfen, plausible Ergebnisse zu erzielen und interessante Geschichten (**← p. 101**) zu erzählen. Zweitens müssen Methoden in und trotz all ihrer Pluralität ein genaues und klar reflektiertes Arbeiten ermöglichen, damit wissenschaftliches Wissen in nachvollziehbarer Weise produziert und wissenschaftliche Diskurse kritisch und fruchtbar geführt werden können. Drittens dient es auch der Selbstvergewisserung der Forscherin und des Forschers, alle relevanten und interessanten Aspekte eines Forschungsgegenstands entweder abgedeckt oder aus guten – d.h. methodisch reflektierten – Gründen nicht mit einbezogen zu haben.

4. An welchen Kriterien und Traditionen sollten sich die IB in methodischer Hinsicht orientieren? Zum Forschungsprogramm der Diskursanalyse

Den ersten Aspekt der in der Überschrift gestellten Frage – jener nach den Kriterien der Methodenanwendung – habe ich im vorangehenden Abschnitt bereits ausführlich behandelt. Ich will mich daher nun auf den zweiten Aspekt konzentrieren. Die hier vertretene konstruktivistische Theorieposition verbindet sich schlüssigerweise mit interpretativen Methoden. Das Feld der interpretativen Methoden weist allerdings sowohl hinsichtlich der Datenerhebung als auch hinsichtlich der Datenbearbeitung eine beträchtliche Bandbreite auf. Daten werden z.B. durch Interviews oder ethnographische Beobachtung und Teilnahme, aus Dokumenten, Datenbanken (etwa der Presse) und Sekundärquellen gewonnen. Die Datenbearbeitung kann auf formale Marker von Texten zurückgreifen oder sie kann (wie in der Inhaltsanalyse) Quantitäten erheben. Immer wird sie aber verschiedene mehr oder weniger formalisierte Interpretationsverfahren umfassen. Weniger formalisiert sind zumeist »einfache« hermeneutische Verfahren, stärker formalisiert etwa das Kodieren, die Sequenzanalyse oder strukturelle Analysen.

Auch die von mir vertretene und für sehr fruchtbar erachtete Diskursanalyse gehört im weiteren Sinn zu den interpretativen Methoden. In den Internationalen Beziehungen ist sie auch als solche mittlerweile breit anerkannt, sie gehört zu den »classic qualitative tools« (Klotz/Prakash 2008: v). Zugleich ist Diskursanalyse aber weit mehr als eine Methode im engen Sinn. Anders als im Fall von statistischen oder inhaltsanalytischen Verfahren gibt es in der Diskursanalyse kein Standardvorgehen, kein Programm, das sich exerzieren ließe. Diskursanalyse lässt sich

nicht, wie eine Methode im engeren Sinne, schematisch anwenden. Diskursanalyse muss man immer aufs Neue praktizieren; dabei gilt es, die konkreten Schritte der Datenerhebung und Datenaufbereitung tastend auszuloten und auf die Forschungsfrage und den Forschungsgegenstand hin auszurichten. Entsprechend versammeln sich unter dem Etikett der Diskursanalyse Dokumenten- und Presseanalysen (Nonhoff 2006a; 2006b; Herschinger 2011), ethnographische Analysen (Langer 2008; Wrana 2006) und Arbeiten, in die Interviews eingeflossen sind (Mattisek 2008). Unterschiedliche Analysen sehen auf formale Eigenschaften von Texten (Angermüller 2007; Maeße 2010), interpretieren mit Hilfe von Kodierungen (Keller 1998) oder stellen strukturelle Analysen (**← p. 102**) an (Nonhoff 2006a). Wir finden also innerhalb der der Diskursanalyse eine ähnliche Methodenvielfalt wieder wie generell im Feld interpretativer Methoden.⁸

Wenn es nun aber nicht das methodische Vorgehen im engeren Sinn ist, das verschiedene Analysen unter dem Etikett der Diskursanalyse versammelt, so ist es doch eine vergleichbare Forschungsprogrammatur (Keller 2004). In diesem Sinne bildet die Diskursanalyse auch eine »Tradition« aus, an der zu orientieren sich für die IB lohnen könnte. Die diskursanalytische Forschungsprogrammatur zeichnet sich durch typische Fragestellungen und Forschungsziele aus. Die von Jennifer Milliken (1999) für die Internationalen Beziehungen festgehaltenen diskursanalytischen Fragestellungen können als typisch für die gesamte sozialwissenschaftliche Diskursforschung gelten. So wird erstens danach gefragt, wie die diskursive Produktion von Bedeutung und Wissen im Allgemeinen und in konkreten Diskursen funktioniert. Zweitens werden diese Produktionsprozesse nicht als isolierte gedankliche oder rein sprachliche Prozesse betrachtet. Texte sind aus diskursanalytischer Perspektive immer Texte im sozialen Kontext, die auf ihre praktischen Auswirkungen hin untersucht werden.⁹ Das bedeutet insbesondere zu fragen, wie Akteure subjektiviert werden, wie dadurch bestimmte Handlungsweisen normalisiert und wahrscheinlich werden, andere aber einem Rechtfertigungsdruck unterliegen, und mit welchen institutionalisierten und materialisierten Formen sich diskursive Formationen verbinden.¹⁰ Drittens stellt sich die Frage nach der Praxis, durch welche Bedeutungen zu dominanten Bedeutungen werden. Für die IB interessant sind hier insbesondere hegemoniale diskursive Formationen der Außenpolitik (Diez 2010: 509). In anderen Worten interessiert

⁸ Vgl. für die IB insbesondere Milliken (1999: 235).

⁹ Wenn hier von praktischen Auswirkungen gesprochen wird, dann nicht in einem strikt kausalen oder probabilistischen Sinn. Es geht vielmehr darum nachzuvollziehen, wie Felder diskursiver Normalität konstituiert werden und wie Akteure durch solche Felder immer wieder – auch aufgrund eigener diskursiver Akte – subjektiviert werden.

¹⁰ Vgl. z.B. die berühmte Gefängnisstudie von Foucault (1995).

Diskursanalytikerinnen und Diskursanalytiker stets auch das Ineinanderwirken von Diskurs und Macht sowie die Frage diskursiver Hegemonie.¹¹

Als Forschungsziel verbindet die meisten Diskursanalysen, dass sie die Gewordenheit des Normalen, die Kontingenz des Natürlichen, die Machtgegründetheit von Hegemonien aufzuzeigen suchen. Diskursanalysen sind, jedenfalls einem einflussreichen, durch die Rezeption Foucaults (1997) geprägten Verständnis nach, nicht einfach Beschreibungen von zirkulierendem Sinn (oder von Textkorpora, von Texten im Kontext etc.). Sie sind in diesem Sinne keine Inhaltsanalysen. Diskursanalysen begreifen sich vielmehr als Interventionen in Felder bestehenden Wissens.¹² Sie vollziehen nach, wie sich dieses Wissen herausbilden konnte, welche Voraussetzungen (**← p. 103**) und Konsequenzen eine bestimmte Wissensformation hat, welche Erkenntnisformen und Erkenntnisse in ihr möglich sind, welche Zwänge und Normen sie begleiten. Indem sie ein theoretisches oder auch ein praktisches Wissen zerlegt und beschreibt (ja, Diskursanalyse beschreibt *auch*), tut Diskursanalyse aber auch etwas anderes: Sie interveniert in dieses Wissensfeld auf eine bestimmte Weise. Sie zeichnet die Gewordenheit und damit die Spezifik von selbstverständlichem Wissen und routinisierter Praxis nach, sie verdeutlicht damit die Nichtnotwendigkeit des Bestehenden. Zugleich sind Diskursanalysen bemüht zu zeigen, welche Über- und Unterordnungen, Vorrangigkeiten und Nachrangigkeiten, welche Hierarchien, kurz: welche Machtverhältnisse mit den diskursiven Repräsentationen, den Wissensverhältnissen einhergehen; oder auch nur, wie sich bestimmte Machtverhältnisse und Wissensverhältnisse gegenseitig zu stützen vermögen.

Ich möchte zum Abschluss dieses Abschnitts noch kurz eine Grenzlinie ziehen. Zwar habe ich Diskursanalyse hier als Forschungsprogramm im Feld der interpretativen Methoden eingeführt. Dabei ist jedoch darauf hinzuweisen, dass es wichtige Unterschiede zur klassischen hermeneutischen Methode des Verstehens gibt. Diskursanalysen streben nämlich im Allgemeinen nicht danach, die Texte, die sie analysieren, auszulegen. Es geht ihnen nicht darum, eine Bedeutungsebene unterhalb des Textes freizulegen. Sie untersuchen vielmehr, wie sich Texte, wie sich Repräsentationen der Welt im gesellschaftlichen Kontext zu normalem Wissen verknüpfen

¹¹ Klassisch Laclau/Mouffe (1985); vgl. für viele andere Neumann (2008: 66, 70). Für ein ausführliches Beispiel dafür, wie diese drei Forschungsfragen ineinandergreifen und methodisch umgesetzt werden, fehlt hier leider der Raum. Vgl. hierzu aber meine Ausführungen in Nonhoff (2006a; 2007; 2008).

¹² Sozialtheoretische Ideen und sozialwissenschaftliches Wissen haben stets Rückwirkungen auf das Selbstverständnis und die Praxis von Gesellschaften. Auch deshalb ist es sinnvoll, Sozialwissenschaft pragmatisch, d.h. selbst als soziale Praxis zu begreifen. Vgl. Taylor (1985).

und verdichten. Dies bedeutet durchaus interpretatorische Arbeit, aber Arbeit auf der Oberfläche des Textes. Gefragt wird nicht, *was* diskursive Aussagen »eigentlich« bedeuten, sondern *wie* sie in ihrem Bedeuten funktionieren (vgl. Foucault 1997: 157-165).

5. In welchem Verhältnis stehen Methode und Untersuchungsgegenstand?

Die Leitfragen, die den Autoren der vorliegenden Forumsbeiträge gestellt wurden, sind insofern anspruchsvoll gestellt, als sie sich überlappen. Aus diesem Grund wurden die entscheidenden beiden Punkte, die das Verhältnis von Methode und Untersuchungsgegenstand betreffen, schon weiter oben ausgeführt. Insofern genügt hier eine kurze Wiederholung:

Erstens hatten wir festgehalten, dass Gegenstände durch sprachlich-diskursive Repräsentationen immer auf eine bestimmte Weise produziert werden. Dies gilt natürlich auch für ihre Repräsentation im wissenschaftlichen Diskurs. Es wäre mithin falsch anzunehmen, dass die Untersuchungsgegenstände unabhängig vom jeweiligen methodischen Zugriff in Erscheinung treten können. Dennoch kann zweitens auch das genaue methodische Untersuchungsdesign nicht völlig unabhängig vom Forschungsgegenstand sein. Wie beschrieben, gilt dies besonders für die Diskursanalyse, in der ein schematisches Vorgehen unüblich ist. Anpassungen der Methode an den Gegenstand können sinnvoll sein, um plausiblere und interessantere Ergebnisse zu produzieren. Wenn etwa eine diskursanalytische Metaphernanalyse (Charteris-Black 2004; Hülse 2003) unergiebig ist, kann eine narrative Diskursanalyse (Viehöver 2008) oder (← p. 104) eine strukturelle Hegemonieanalyse (Nonhoff 2008) vielleicht dennoch zum Erfolg führen. Ähnlich kann es sinnvoll sein, die Analysekategorien im Sinne der *grounded theory* an unerwartete Konstellationen im Untersuchungsmaterial anzupassen. In allen genannten Fällen wird jedoch die Fragestellung, die an das Material gerichtet wird, vermutlich einflussreicher für die Methodewahl sein als der im Material gespiegelte Untersuchungsgegenstand selbst.

6. Zum Schluss: Welcher Stellenwert sollte methodischen Fragen in den Internationalen Beziehungen zukommen?

Ich habe in diesem Beitrag zwei Argumente gemacht, die in einer gewissen Spannung zueinanderzustehen scheinen: Ich habe zum einen auf die Unausweichlichkeit des methodischen Pluralismus hingewiesen und auch dem methodischen Eklektizismus das Wort geredet; zum anderen habe ich aber auch Genauigkeit und Klarheit beim Methodeneinsatz gefordert. Beide

Aspekte stehen jedoch weniger in Spannung zueinander, als dies zunächst scheinen mag. Denn beide dienen letztlich dem, was mir das – pragmatische – Ziel methodischen Arbeitens zu sein scheint: der intersubjektiv nachvollziehbaren und kritisierbaren Produktion wissenschaftlichen Wissens, aber auch der Anschlussfähigkeit wissenschaftlicher Diskurse. Pluralismus einerseits und Genauigkeit andererseits laden dazu ein, die Untersuchungsgegenstände auf verschiedene Weisen zu konstruieren, aber in der Pluralität doch die Fortsetzbarkeit des wissenschaftlichen Dialogs zu gewährleisten. Diese pragmatische Funktion von Methoden möchte ich abschließend nochmals betonen, wenn es um den Stellenwert methodischer Fragen für die IB (wie für die Sozial- und Politikwissenschaft im Allgemeinen) geht. Methodische Fragen sollten keinesfalls unterschätzt werden, weil nachvollziehbare, plausible Methodik eine der Kernwährungen des Wissenschaftsbetriebs ist. In ihr stellen sich wissenschaftliche Ernsthaftigkeit und damit Legitimität her. Insofern ist es vonnöten, die gerade im poststrukturalistischen Lager oft verbreitete Methodenskepsis (vgl. Feustel/Schochow 2010) kritisch zu hinterfragen (Diez 2010: 510; Hansen 2006; Milliken 1999: 235).

Die pragmatische Funktion von Methoden zu betonen (und zugleich ihre Wahrheitsfunktion infrage zu stellen), bedeutet aber auch, die Wichtigkeit von scharfen Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen methodischen Lagern in Zweifel zu ziehen. Denn wenn sich wissenschaftliche Diskurse *nur* noch um die Zulässigkeit von Methoden drehen, wenn Beiträge aus prinzipiellen (und nicht aus fallbezogenen) methodischen Gründen zurückgewiesen werden, wenn also Methoden per se unter Wahrheitsvorbehalt gestellt werden, dann übersieht man vermutlich, dass die Methodenvielfalt der Wissensproduktion förderlich ist, und man würgt zudem methodische Innovationskraft ab. Energie sollte daher für eine saubere und genaue Ausarbeitung des je eigenen methodischen Vorgehens und durchaus auch für konstruktive Methodenkritik verwendet werden, nicht aber für methodologische und methodische Stellungskriege. Letztere tragen gerade nicht zu dem bei, was Wissenschaft ausmachen (← p. 105) sollte: die vielfältige Produktion von plausiblen und interessantem, relevantem und kritisierbarem Wissen.

Literatur

Angermüller, Johannes 2007: Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich, Bielefeld.

Charteris-Black, Jonathan 2004: *Corpus Approaches to Critical Metaphor Analysis*, Basingstoke.

de Saussure, Ferdinand 1967: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Sechehaye, 2. Auflage, Berlin.

Diez, Thomas 2010: Postmoderne Ansätze, in: Schieder, Siegfried/Spindler, Manuela (Hrsg.): *Theorien der Internationalen Beziehungen*, Opladen, 490-519.

Doty, Roxanne 1996: *Imperial Encounters*, Minneapolis, MN.

Dunn, Kevin C. 2008: Historical Representations, in: Klotz/Prakash 2008, 78-92.

Feustel, Robert/Schochow, Maximilian 2010: Einleitung: Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse, in: Schochow, Maximilian/Feustel, Robert (Hrsg.): *Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse*, Bielefeld, 7-16.

Finnemore, Martha/Sikkink, Kathryn 2001: Taking Stock: The Constructivist Research Program in International Relations and Comparative Politics, in: *Annual Review of Political Science* 4, 391-416.

Foucault, Michel 1995: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, 11. deutsche Auflage, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel 1997: *Archäologie des Wissens*, 8. deutsche Auflage, Frankfurt a.M.

Friedrichs, Jörg/Kratochwil, Friedrich 2009: On Acting and Knowing: How Pragmatism Can Advance International Relations Research and Methodology, in: *International Organization* 63: 2, 701-731.

Glaser, Barney/Strauss, Anselm 2008: *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*, New Brunswick, NJ.

Guzzini, Stefano 2000: A Reconstruction of Constructivism in International Relations, in: *European Journal of International Relations* 6: 2, 147-182.

Hansen, Lene 2006: *Security as Practice: Discourse Analysis and the Bosnian War*, Milton Park.

Herschinger, Eva 2011: *Constructing Global Enemies: Hegemony and Identity in International Discourses on Terrorism and Drug Prohibition*, Milton Park.

Hülse, Rainer 2003: Sprache ist mehr als Argumentation. Zur wirklichkeitskonstituierenden Rolle von Metaphern, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 10: 2, 211-246.

Katzenstein, Peter J./Keohane, Robert O./Krasner, Stephen D. 1999: *Exploration and Contestation in World Politics*, Cambridge, MA.

Katzenstein, Peter J./Sil, Rudra 2008: Eclectic Theorizing in the Study and Practice of International Relations, in: Reus-Smit, Christian/Snidal, Duncan (Hrsg.): The Oxford Handbook of International Relations, Oxford, 109-130.

Keller, Reiner 1998: Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. Die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich, Opladen.

Keller, Reiner 2004: Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen, Opladen.

Klotz, Audie 2008: Introduction, in: Klotz/Prakash 2008, 1-7.

Klotz, Audie/Prakash, Deepa (Hrsg.) 2008: Qualitative Methods in International Relations: A Pluralist Guide, Houndmills.

Lacan, Jacques 1991: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud, in: Derselbe: Schriften II. 3. deutsche, korrigierte Auflage, Weinheim, 15-59.

Laclau, Ernesto 2005: On Populist Reason, London. (← p. 106)

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal 1985: Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics, London.

Langer, Antje 2008: Disziplinieren und Entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie, Bielefeld.

Lupovici, Amir 2009: Constructivist Methods: A Plea and Manifesto for Pluralism, in: Review of International Studies 35: 1, 195-218.

Maeße, Jens 2010: Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms, Bielefeld.

Mattisek, Annika 2008: Die neoliberale Stadt. Diskursive Repräsentationen im Stadtmarketing deutscher Großstädte, Bielefeld.

Milliken, Jennifer 1999: The Study of Discourse in International Relations: A Critique of Research and Methods, in: European Journal of International Relations 5: 2, 225-254.

Neumann, Iver B. 2008: Discourse Analysis, in: Klotz/Prakash 2008, 61-77.

Nonhoff, Martin 2006a: Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt »Soziale Marktwirtschaft«, Bielefeld.

Nonhoff, Martin 2006b: Politische Ideengeschichte und politische Hegemonie – Anmerkungen zum »Battle of the Books« an den amerikanischen Colleges, in: Bluhm, Harald/Gebhardt, Jürgen (Hrsg.): Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert. Konzepte und Kritik, Baden-Baden, 223-242.

Nonhoff, Martin 2007: Politische Diskursanalyse als Hegemonieanalyse, in: Nonhoff, Martin (Hrsg.): Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie, Bielefeld, 173-193.

Nonhoff, Martin 2008: Hegemonieanalyse. Theorie, Methode und Forschungspraxis, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 3. überarb. und erw. Auflage, Wiesbaden, 299-331.

Pitkin, Hanna Fenichel 1967: The Concept of Representation, Berkeley, CA.

Rorty, Richard (Hrsg.) 1967: The Linguistic Turn: Essay in Philosophical Method, Chicago, IL.

Scharpf, Fritz 1999: Regieren in Europa. Effektiv und demokratisch? Frankfurt a.M.

Taylor, Charles 1985: Social Theory as Practice, in: Taylor, Charles: Philosophy and the Human Sciences: Philosophical Papers 2, Cambridge, 91-115.

Ulbert, Cornelia 2010: Sozialkonstruktivismus, in: Schieder, Siegfried/Spindler, Manuela (Hrsg.): Theorien der Internationalen Beziehungen, Opladen, 425-460.

Viehöver, Willy 2008: Die Wissenschaft und die Wiederverzauberung des sublunaren Raums. Der Klimadiskurs im Licht der narrativen Diskursanalyse, in: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 3. überarb. und erw. Auflage, Wiesbaden, 233-269.

Wendt, Alexander 1992: Anarchy Is What States Make of It: The Social Construction of Power Politics, in: International Organization 46: 2, 391-425.

Wittgenstein, Ludwig 2003: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M.

Wrana, Daniel 2006: Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse, Baltmannsweiler.

Zehfuss, Maja 2002: Constructivism in International Relations: The Politics of Reality, Cambridge. (← p. 107)